

(Nachdruck verboten.)

8]

## Die Schuldige.

Von E. Viebig.

„Jao, still, still!“ Der Bursche ließ die Schippe fallen, er fühlte, wie ihm kalter Schweiß über den Rücken rieselte; er stemmte die Hände gegen die Ohren, kniff die Augen zu und rannte davon wie ein Verfolgter.

An diesem Abend ging der Vater allein auf den Ramstein, der Sohn lag im Heu, sinnlos betrunken, und schlief seinen Rausch aus.

„Hän es onüwel gäwen,“ sagte der Pfalzelbauer zu seiner zukünftigen Schwiegertochter und klopfte ihr die weichen Wangen. „Wille Grüß on morgen kömmt dän Lorenz.“

Als der Lorenz in der andern Frühe erwachte, mußte er sich lange bestimmen, was eigentlich gewesen war. Bah, heut in der löstlichen Morgenfrische erschien ihm alles gar nicht mehr so verzweifelt wie am gestrigen Tag. Er saß aufrecht im Heu und guckte durch die Fensterlücke hinaus auf die Waldhöhen, und weiter hinüber zu der Ehranger Chaussee, die sich obstbaumbesetzt neben der Mosel einher schlängelte.

Da weit, weit hinunter mußte sie — sie war gut zu Fuß, jung, wieder kräftig: — aber das Kind, das Kind?! Der junge Mann rieb sich die Stirn, senkte den Kopf in beide Hände und grübelte. Plötzlich sprang er auf und schlug sich auf den prallen Schenkel, daß es klatschte — hei, so mußte es gehen! — Ja — und vor der Hand waren doch immer noch ein paar Tage Zeit; gepriesen seien die sieben Nothhelfer! Kommt Zeit, kommt Rath — ei, was war er doch für ein Schlaukopf!

Zu Ehrang war kein Mensch im Haus, schreckensbleich standen die Leute auf der Gasse bei einander.

Die einzige, die sich daheim hielt, war die Kathrein Holzer. Die lag im Bett, hatte sich den schmierigen, laubgefüllten Sack, der ihr zur Decke diente, bis über die Ohren gezogen; unten guckten die verkrümmten Fußspitzen vor. Sie schwinzte, ächzte und winselte zum Steinerbarmen, sie hatte Schmerzen — wo denn nur? Ueberall, überall!

Selbst durch das kleine verhängte Fensterchen des Armenhauses drang das erregte Hinundher der Menge mit seinen jammernden Ausrufen, seinem entsetzten Aufkreischen.

Und während so im Ehrang ein dunkles, geheimnißvolles Etwas die Hütten entlang schlich, Mann und Weib mit tüchlichem Finger auf die Schulter klopfte, daß sie die Arbeit verließen, um von Grausen geschüttelt bei einander zu stehen, saß zu Trier der Staatsanwalt Milde vor seinem Schreibtisch und starrte auf ein Telegramm in seiner Hand. Das Fenster war geöffnet, eine löstlich heitere Sommerluft strömte herein; es roch nach Linden, nach Rosen, nach Jasmin. Der Himmel hing über der Erde wie ein leuchtend blaues Auge; von der nahen Dornuhr hallten Schläge langsam, feierlich, von hundert Glöckchen himmelte es — Mittag!

Der Staatsanwalt fuhr auf, das Blatt in seiner Hand knisterte. Da stand es, deutlich, leserlich, mit den großen Buchstaben des Blauschrifts:

„Ehrang, 20. Juli,  
10 Uhr 50 Minuten.

Sohn des Pfalzelbauern ermordet  
Leiche heut gefunden im Ramsteiner Forst unweit Genosevashöhle am Bach  
Koblhass, Ortsvorsteher.

„Himmel!“ Milde griff sich nach der Stirn, die Buchstaben schwammen ihm vor den Augen. War's möglich, des Pfalzelbauern Sohn, der schöne Lorenz?! Noch vor wenig Wochen war der Bursche in seiner ganzen Jugendfrische des Wegs geschritten, noch nicht vierzehn Tage waren vergangen, daß ihm die Ramsteiner Anna leuchtenden Auges, mit heißen Wangen, zum erstenmal von ihrem Liebesglück erzählt! An jenem Sonntag, bei dem einsamen Spaziergang im Wald, hatte er den Lorenz mit geschmeidigem Satz über den Bach springen sehen — damals stieg er zur Höhle hinauf, und jetzt lag er vielleicht todt und starr an demselben Platz, und sein Blut rieselte über die moosigen Steine. Dem Staatsanwalt grauste, ein häßlicher Verdacht schoß wie ein Blitz durch sein Gehirn. — Nicht möglich, nicht möglich!“ Er bewegte abwehrend die Hand. Seine Augen hefteten sich starr auf einen

Punkt. Er sah nicht mehr die Stubenwände, nicht mehr das Stück Papier auf dem Tisch — vor ihm lag der sonnenbeschienene Plan, und mitten im Glanz saß die junge Mutter, wiegte ihr Kind und sang. Das lange, blonde Haar floß ihr um die Schultern, sie summete: „Su, su — heija popaija —“; aber sie lächelte nicht wie damals. Ihre dunklen Augen blickten finster drohend; wie ein unheilvoller Faden spann es sich von hier herunter zu dem Ermordeten am Weg.

„Mein Gott!“ Der Staatsanwalt seufzte und richtete sich mit energischem Ruck aus seiner zusammengesunkenen Stellung empor. Er klingelte; pantoffelklappernd trat seine Magd, die alte Lisett, ein. Neugierig ließ sie die wasserblauen Auglein von ihrem Herrn zu dem Telegramm auf dem Tisch gleiten.

„Is wat Besonnens passirt, Herr Exster, soll ich ein Droschk nehme gehn?“ Die Lisett mußte schon, wenn der Herr so ein Gesicht machte, war die Sache pressirt.

„Lisett, kaufen Sie rasch zu Herrn Strupp, er soll sofort herkommen. Dann bestellen Sie drüben bei Klepper einen Wagen, mit den Eisenbahnzügen paßt's nicht! in einer halben Stunde müssen wir fort sein. Es ist eilig!“

Lisett trabte davon; kaum war eine halbe Stunde verfloßen, so saßen der Staatsanwalt und Strupp, sein Sekretär, im Wagen. Die Pferde liefen, was sie konnten; im Sonnenflimmer blieb bald die Stadt dahinten, über die staubige Chaussee rollte das Gefährt. Auf der einen Seite die rothen Sandsteinfelsen mit ihren überhängenden Ferkücken von Grün, auf der anderen die in der trockenen Sommerzeit recht schmählich gewordene Mosel.

Der Sekretär seufzte und rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her:

„Verdammt heiß heute, Herr Staatsanwalt — o jemlich!“

„Om!“ Weiter gab's keine Antwort. Milde lehnte scheinbar schlafend in der Wagenecke, und doch arbeiteten seine Gedanken rastlos. Wie ein Kreislauf drehte es sich in seinem Kopf, immer und immer um den einen Punkt, um das blondhaarige Weib im Sonnenglanz.

Es schien neben dem Wagen herzuschweben, ihm mit den brennenden Augen wild ins Gesicht zu starren, dann drohend und klagend zugleich die Hände zu erheben. Das war eine Qual!

So ging es eine bis zwei Stunden.

„Ehrang!“ Der Kutscher knallte mit der Peitsche, vor ihnen lag das liebeleiche Nest, silbern blinkte die Kyll, und vom Wald her schien Kühlung zu fächeln. Sie fuhren in die Gorfstraße, ein Menschenschwarm wälzte sich ihnen entgegen; in dumpfem Schweigen nahm der den Wagen in die Mitte. Langsam konnten die Pferde nur vorwärts; die Leute drängten sich dicht an die Räder, hinten hingen sich wie Kletten ein paar Buben an. In bedrückter Stille, in schauriger Spannung schob sich die Menge vorwärts. Da war nun der Herr Staatsanwalt aus Trier, was würde der sagen?!

Der Ortsvorsteher kam aus seinem Hause gestürzt, er sah bleich und bekümmert aus; so lange er im Amte, und das zählte schon eine Reihe von Jahren, war so was Schreckliches noch nicht in Ehrang passirt. Er stieg zu den Herren in den Wagen, der Kutscher fuhr nach erhaltener Weisung rascher dem Walde zu. Die Dorfhäuser blieben zurück, nur oben von der Berglehne grüßte mit bröcklichen Mauern und gedrückten Fensterjehiben der Hof des Simeon Pfalzel; auch der war von Neugierigen umlagert. Sie machten Kehrt, als sie den Wagen erblickten, und schlossen sich dem Trupp an, der in einiger Entfernung dem Gefährt folgte.

Der Weg zu seiten der Kyll ward nach und nach schmaler, die Bäume ragten höher; nun hielt der Kutscher die Pferde an. Die Herren verließen ihre Plätze und schritten seitab in die enge Schlucht hinein, die dem Aufstieg der Genosevashöhle zuführt. Milde ging voran, sein Sekretär drängte sich dicht hinter ihn, zuletzt kam der Ortsvorsteher; der brave Mann zitterte ordentlich und bekreuzte sich alle zehn Schritte heimlich. Aus dem Buschwerk trat ihnen jetzt der dicke Lippi, der Gendarm, mit einigen Männern entgegen. Sie hatten hier Wacht gehalten, den Ort der That gegen den Andrang Unberufener geschützt. Der dicke Lippi grüßte militärisch und machte Front.

„Fahr Staatsanwalt, ze Befehl, noch zwanzig Schritt hier

dorch's Gebüsch geholt, dann rechtsum kehrt on tapper dorch-  
getroten — das liegt hän!"

Schweigend drängte sich Milde durch die Büsche, ebenso, ohne Laut, die übrigen hinderein. Die Zweige schnellen vor und zurück auf dem verwachsenen Pfad — nun rechts eine Biegung, da fließt der Bach, leise murmelnd — da hocht eine Männergestalt auf bemooftem Stein, den tiefgeneigten Kopf in den Händen vergraben. Ihr zu Füßen am Boden ein lebloses Etwas.

Kein Vogelton, kein Blätterrauschen, kein Windeswehen die Natur hält den Athem an; den Männern stockt das Blut sie schauen sich in bleiche Gesichter. Der Gendarm rüttelt die zusammengeklunkene Gestalt auf dem Stein.

"Pfalzelbauer, dän Hähr Staatsanwalt aus Trier!"

Der Pfalzelbauer schreckt zusammen und hebt das durchfurchte Gesicht aus den Händen, er fährt mechanisch nach dem Kopf, als wolle er die Milze ziehen; er hat keine, barhaupt ist er davongestürzt, als die Schreckenskunde in seinen Hof gedrungen. Er scheint in wenigen Stunden um Jahre gealtert. Das wetterharte Gesicht greisenhaft welk, die Mundwinkel schlaff herunterhängend, die Augen blöde, ohne Glanz. Er ist wie ein Baum, der trotzig und stark noch im Walde gestanden, nun vom Wetterstrahl getroffen in sich zusammensinkt und, als Häuslein faulenden Holzes, dem Beschauer die innere Morschheit weist.

Der Staatsanwalt streckt ihm die Hand entgegen, ihn dauert der Mann.

"Pfalzelbauer, gebt mir die Hand; Ihr habt viel verloren!"

Der andere zuckt zusammen, er ergreift die Hand nicht. Dicht tritt er an Milde heran, ein Zug wilden Hasses fliegt über sein Gesicht, er zischt:

"Hähr, Staatsanwalt, sinnen Se dän eranz, on ech — ech —" mit einem unartikulierten Laut wendet er sich plötzlich zur Seite und stürzt neben der Leiche des Sohnes in die Kniee. "Lorenz, Lorenz!" Mit markerschütternder Stimme ruft er's. "Lorenz, duh de Alogen uf — gel, Dau schläfst nur e su fest? Nau giebt ales kaput, nau es ale Müh onmesunst, nau kann ech betteln giehn — Lorenz, Lorenz!" (Fortsetzung folgt.)

## Bellamy's Parabel von dem Wasserbecken.

(Aus dem Roman „Equality“.)

In der Besprechung des neuen Bellamy'schen Buches, die der „Vorwärts“ vor einigen Tagen gebracht, war auf die vielfach sehr anschauliche und wirkungsvolle Kritik, die der Verfasser an dem Bestande der gegenwärtigen Gesellschaft ausübt, hingewiesen worden. Wir bieten im Folgenden unseren Lesern als beste Probe in deutscher Uebersetzung die prächtige Parabel von dem Wasserbecken, die ein Lehrer aus dem Jahre 2000, nachdem er mit den Schülern die Vertheilungen und Widersprüche des kapitalistischen freien Konkurrenzsystems erörtert hat, aus einem alten Flugblatt vorliest.

Wir wollen den Unterricht hier unterbrechen, sagte der Lehrer. Unsere Unterhaltung hat uns weiter geführt, als ich erwartete und, um den Gegenstand zu erschöpfen, werden wir noch heute Nachmittag eine kurze Stunde brauchen, doch jetzt am Schlusse der Vormittagsstunde möchte ich noch eine Kleinigkeit aus eigenem beiuern.

Gestern wühlte ich auf der Bibliothek unter den Büchern aus der Zeit der großen Revolution herum mit der Absicht, etwas zu finden, was den Gegenstand unseres Gesprächs treffend erläutern möchte. Ich stöße da auf eine kleine Streitschrift jener Periode, vergilbt und fast unentzifferbar, die sich bei näherem Zusehen als ein sehr interessanter, satyrisch-scharfer Abriss des Profitystems herausstellte. Ich dachte, daß unsere Besprechungen uns wohl vorbereiten würden, die kleine Schrift recht zu verstehen und ich schrieb sie ab. Sie nennt sich „die Parabel vom Wasserbecken“ und lautet also:

Es war einmal ein äußerst trockenes Land, wo das Volk in großer Wassernoth lebte, und sie thaten nichts anderes als Wasser suchen vom Morgen bis zur Nacht, und viele kamen um, weil sie keinen Tropfen finden konnten. Und da lebten einige Männer in jenem Lande, die geschickter und fleißiger waren als die übrigen, und diese hatten Wasservorräthe angesammelt, wo die anderen nichts finden konnten, und diese Männer wurden Kapitalisten geheissen. Und es begab sich, daß das Volk des Landes zu den Kapitalisten kam und sie bat, daß sie ihm von dem angesammelten Wasser zu trinken geben möchten, denn ihre „Noth“ war groß. Aber die Kapitalisten antworteten ihnen und sprachen:

Fort da, Du dummes Volk! Warum sollten wir Euch von dem Wasser geben, das wir gesammelt haben? Wir würden dann ja werden, was Ihr seid und mit Euch zu Grunde gehen. Aber merket wohl, was wir für Euch thun wollen. Seid unsere Knechte und Ihr sollt Wasser haben!"

Und das Volk sprach: „Gebt uns nur zu trinken, und wir wollen gerne Eure Knechte sein, wir und unsere Kinder.“ Und also geschah es.

Nun waren die Kapitalisten kluge Männer und weise unter allen übrigen. Sie ordneten das Volk, daß zu ihrem Knecht geworden war, in Trupps mit Hauptleuten und Offizieren, und einige schickten sie nach den Quellen, um zu schöpfen, und andere ließen sie das Wasser herbeibringen und andere ließen sie wiederum nach neuen Quellen suchen. Und alles Wasser wurde zusammengebracht auf einen Platz und dort machten die Kapitalisten ein großes Becken, um es aufzunehmen, und das Becken wurde der Markt genannt, denn zu dem Becken kam das Volk, die Knechte, wie die Kapitalisten, um Wasser zu holen. Und die Kapitalisten sprachen zu dem Volk:

„Für jeden Eimer Wasser, den Ihr uns bringt, damit wir ihn in das Becken, welches der Markt ist, hineingießen — merket wohl! — wollen wir Euch einen Schilling geben, aber für jeden Eimer, den wir herausnehmen, um ihn Euch zu geben, damit Ihr ihn trinkt, sollt Ihr und Eure Frauen und Eure Kinder uns zwei Schillinge geben, und der Unterschied soll sein unser Profit — mit vollem Rechte, denn wäre es nicht um dieses Gewinnes willen, so würden wir nichts für Euch thun, sondern Ihr müßtet umkommen.“

Und das war wohlgesprochen nach der Ansicht des Volkes, denn die Männer des Volkes waren schwerfällig an Verstand. Und fleißig brachten sie Wasser zu dem Becken viele Tage hindurch, und für jeden Eimer, welchen sie hereinbrachten, gaben die Kapitalisten einen Schilling, aber für jeden Eimer, welchen die Kapitalisten herausschöpften aus dem Becken, um ihm dem Volke zurückzugeben, mußte das Volk den Kapitalisten zwei Schillinge bezahlen.

Und nach vielen Tagen floß das Becken, welches der Markt war, von Wasser über, denn für jeden Eimer, welchen die Männer des Volkes hineingegossen hatten, empfingen sie nur so viel, um einen halben Eimer zurückzulassen und wegen des halben Eimers, der immer zurückblieb, floß das Wasserbecken über; denn das Volk war zahlreich, aber der Kapitalisten waren nur wenige und sie konnten nicht mehr als die übrigen trinken, darum floß das Becken über. Und als die Kapitalisten sahen, daß das Wasser überfloß, sprachen sie zu dem Volke:

„Seht Ihr nicht, daß das Becken, unser Markt, überfließt? Darum laßt ab von der Arbeit und gebuldet Euch, denn Ihr sollt uns nicht mehr Wasser bringen, bis das Becken leer ist.“

Aber als das Volk nicht mehr die Schillinge von den Kapitalisten empfing für das hinzugebrachte Wasser, konnte es nicht mehr Wasser von den Kapitalisten kaufen, da es nichts hatte, um zu zahlen. Und als die Kapitalisten sahen, daß sie keinen Profit mehr machten, weil niemand mehr Wasser von ihnen kaufte, waren sie sehr bestürzt. Und sie sandten Boten nach den Höfen und Wäldern, die veränderten: Wenn irgend einer Durst hat, so soll er zu dem Becken kommen und Wasser von uns kaufen, denn es fließt über. Unter einander aber sprachen sie: „Wahrlich, die Zeiten sind schlimm, wir müssen Botschaft ausenden.“

Aber das Volk antwortete und sprach: „Wie können wir kaufen, wenn Ihr uns nicht anwerbt, denn wie sonst sollen wir haben, womit wir zahlen können? Werbt uns deshalb an, wie vorher, und wir wollen gern Wasser kaufen, denn wir dürsten, und Ihr werdet nicht mehr Botschaft zu senden brauchen.“

Aber die Kapitalisten sprachen: „Sollen wir Euch anwerben, noch mehr Wasser in das Becken, in unseren Markt, hineinzugießen, da es doch schon überfließt? Nein, kaufet Ihr erst Wasser und wenn dann das Becken leer geworden durch Euren Kauf, dann wollen wir Euch wieder anwerben.“ Darum, also weil die Kapitalisten sie nicht mehr anwarben, um Wasser zu bringen, konnte das Volk das Wasser, welches es bereits hineingebracht hatte, nicht kaufen, und weil das Volk das Wasser, welches es bereits hineingebracht hatte, nicht mehr kaufen konnte, darum warben die Kapitalisten keine Männer des Volkes mehr an, um Wasser zu bringen. Und überall ging das Gerüde: „Das ist eine Krisis.“

Und der Durst des Volkes war groß. Denn es war nicht, wie in den Tagen ihrer Väter, als das Land jedermann offen stand, um Wasser für sich zu suchen; hatten doch die Kapitalisten alle Quellen, Gruben und Ziehbrunnen, die Gefäße und die Eimer an sich genommen, so daß niemand Wasser erhalten konnte, es sei denn durch das Becken, welches der Markt hieß. Und das Volk murkte wider die Kapitalisten und sagte: „Wahrlich das Becken fließt über, und wir sterben vor Durst, gebt uns darum Wasser, damit wir nicht umkommen.“ Aber die Kapitalisten antworteten: „Nicht also; das Wasser ist unser, Ihr sollt nicht trinken, so lange Ihr es nicht von uns mit Groschen kauft.“

Und sie bekräftigten es mit einem Fluche und sprachen nach ihrer Art: Geschäft ist Geschäft.

Aber doch waren die Kapitalisten unruhig, daß das Volk kein Wasser mehr kaufte, da sie so auch keinen Gewinn hatten und sie sprachen zu einander: „Es scheint, daß unser Profit unsern Profit hindert, und daß wir des Profites wegen, den wir gemacht haben, nicht mehr neue Profite erzielen können. Wie kommt es, daß unsere Gewinne für uns selbst verlustreich geworden sind, und daß unsere Ueberschüsse uns arm machen? Lasset uns darum nach den Wahrsagern schicken, damit sie uns dies Ding erklären mögen.“

Und sie sandten nach ihnen. Nun waren die Wahrsager Männer, wohlgelehrt in dunkeln Reden, die den Kapitalisten anhängen wegen des Wassers der Kapitalisten, damit sie davon Antheil

erhielten und leben konnten, sie und ihre Kinder. Und sie hatten für die Kapitalisten zum Volk zu reden und für sie die Botschaften auszurichten, da die Kapitalisten nicht sehr raschen Verstandes noch auch wortkundig waren.

Und die Kapitalisten verlangten von den Wahrsagern, daß sie diese Dinge ihnen erklären möchten, warum das Volk nicht mehr Wasser von ihnen kaufte, obwohl das Becken voll war. Und einige von den Wahrsagern antworteten und sprachen: „Das ist wegen der Ueberproduktion“ und andere sagten: „Das ist die Krise“, aber die Bedeutung beider Worte war die nämliche. Und andere sprachen: „Nein, das kommt her von der Bitterung und den Sonnenflecken“ und noch andere sprachen: „Nicht durch Krisen noch durch Sonnenflecke ist dieses Uebel eingetroffen, sondern durch Mangel an Vertrauen.“

Und während die Wahrsager unter einander stritten nach ihrer Art, schlummerten die Profitschluder ein und schliefen. Und als sie erwachten, sprachen sie zu den Wahrsagern: „Es ist genug, Ihr habt gut zu uns gesprochen; nun gehet hin und sprecht in gleicher Weise gut zu dem Volke, so daß es sich beruhigt und uns in Frieden läßt.“

Aber die Wahrsager waren unlustig, zum Volke zu gehen, auf daß sie nicht gesteinigt würden, denn das Volk liebte sie nicht. Und sie sprachen zu den Kapitalisten:

„Es ist ein Geheimniß unseres Berufes, daß, wenn Menschen gefättigt sind und nicht dürsten, sondern sich wohl befinden, daß sie dann Beggungen finden an unseren Reden, wie Ihr jetzt eben. Aber wenn sie dürsten und leer sind, finden sie kein Vergnügen daran, sondern verhöhnen uns, denn es scheint, daß, wenn ein Mann leer ist, unsere Weisheit ihm auch bloß als Leere erscheint.“

Aber die Kapitalisten sprachen: „Ziehet von hinnen! Seid Ihr nicht unser eigen, um unsere Botschaft auszurichten?“

Und die Wahrsager gingen zu dem Volke und erklärten ihm das Mysterium der Ueberproduktion und warum die Menschen notwendig vor Durst umkommen müßten, weil allzu viel Wasser da war, und wie nicht genug da sein könnte, weil eben zu viel war. Und ebenso sprachen sie zu dem Volke von der Bitterung und den Sonnenflecken, und ebenso darüber, daß all' dieses über sie gekommen wäre aus Mangel an Vertrauen. (Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton.

— **Weshalb Dienstmoten so oft mit Petroleum Feuer anmachen.** In einem auswärtigen Blatte lesen wir folgendes Eingekant: Geehrte Redaktion! Mit der Annahme, daß nur die Dummheit daran schuld sei, wenn trotz zahllos oft wiederholter Warnungen Dienstmädchen Petroleum zum Anfeuern verwenden und dabei zu Schaden kommen, bin ich nicht ganz einverstanden. Warum ereignen sich diese Unglücksfälle immer nur in den größeren Städten, seltner in den kleinen Städten, und auf dem Lande fast nie? Nun, in den Dörfern und kleinen Städten besorgt sich jede Familie den nöthigen Holzvorrath zum Anfeuern, da wird das Holz eben meterweise, in großen zweispännigen Fuhrn angeschafft und niemand hat Veranlassung, zur Petroleumkanne zu greifen. Wo aber das Anzündholz grobchenweise im Handkorb oder Tragkorb geholt wird, dort passieren die Unglücksfälle. Was soll ein armes Dienstmädchen machen? Das Holz ist alle, oder der Vorrath so gering berechnet, daß thatsächlich die Kohlen nicht zum Anbrennen kommen. Die Hausfrau hat oft gar keine Ahnung, wie viel Holz wirklich zum Anzünden gebraucht wird, wenn die Kohlen in feuchten Räumen lagern oder sonst schwer anbrennen. Da wird dann zur Petroleumkanne gegriffen. Die Polizei sollte in allen solchen Unglücksfällen in erster Linie nachforschen, ob genügend Holz dem Mädchen zur Verfügung gestanden (denn wenn das Holz eingeschlossen ist, nützt es natürlich auch nichts), und wo Holzmangel vorhanden, die Herrschaft in hohe Strafe zu nehmen, das würde viel nützen. Daß trotzdem auch Unglücksfälle aus Leichtsinne entstehen, will ich nicht ableugnen. — Wir möchten zu dieser vernünftigen Darstellung noch bemerken, daß die Verwendung von Petroleum zum Feueranmachen durchaus ihre Gefährlichkeit verliert, wenn dasselbe aus der Kanne oder Flasche erst in die Kohlschaufel und von da dann in den Herd oder Ofen gegossen wird. Nur bei direktem Gießen aus der Kanne sind Explosionen möglich, diese sind aber ausgeschlossen, wenn man sich der Kohlschaufel bedient und die Kanne mit dem Petroleum in entsprechender Entfernung hält. —

— **Das Fahrrad und die Haarkünstler.** Der Coiffeur des französischen Senats hat einem Reporter sein Leid über den Verfall seiner Kunst gellagt. Selbstverständlich haben die Herren Senatoren, die nach einer alten Ueberlieferung kahl sein sollen, geringe Schuld daran, desto größere aber die heutigen Damen, die schon in aller Frühe nur ans Fahrrad denken, ihr Haar nicht mehr wellen und nicht mehr käufeln lassen wollen, weil es im Winde und durch Schweiß doch wieder glatt würde. Sind sie von ihrer Fahrt zurück, dann stecken sie sich in halbe Männerkleidung mit gestärkten Vorhemden unter dem Figarojäckchen, und da ist ein schlichter Haarknoten auch wieder gut genug. Des Abends sind sie müde und abgesehen, und wenn sie ins Theater gehen, so lassen sie sich nicht freifen, sondern setzen Hüte auf, und der Coiffeur hat das Nachsehen. Kurzum, es ist ein heller Jammer. Schneiderinnen und Pugmacherinnen sind auch dieser Ansicht. —

### Theater.

— Im Schauspielhause erlebten im verfloffenen Spieljahre die meisten Aufführungen: *Slowroune* „Die kranke Zeit“ mit 26, v. d. Fordten „1812“ mit 18, „Goldfische“ von Schönthan und Kadelburg mit 16, Niemann „Wie die Allen singen“ mit 13 Aufführungen. Goethe waren insgesammt 16 Abende gewidmet, von denen 6 auf „Faust“ und 7 auf „Egmont“ fielen. 45 Abende waren Schiller überlassen, von denen 11 Werke, die „Wallenstein-Trilogie“ für drei gezählt, im Repertoire stehen, und 35 Abende gehörten Shakespeare, davon 9 Abende dem „Sommernachtsstraum“. 5 Abende fielen auf Lessing, 6 auf Grillparzer, 15 auf Hebbel. Wildenbruch und Arronge nahmen je 17 Abende in Anspruch. —

### Musik.

— **a. Neues Operntheater.** Der tragischen Schauspielkunst in der Oper hat die „Santuzza“ der Frau Gemma Bellincioni neue Wege eröffnet und eine Fülle geistvoller Anregungen zugeführt. Die überzeugende Leidenschaftlichkeit des Schmerz, welche der Hauptgestalt der Mascagnischen Oper so viel rührende Weisheit verleiht, war von dieser Frau mit solch' nothwendiger Verbtheit und ohne mühevoller Plastik dargestellt worden, daß die Wahrheit der Natur ohne die gemeinen Lächerlichkeiten eines alles wagenden Naturalismus erreicht wurde. Die eindringliche Lebhaftigkeit der berebtesten Gebardenprache, eine geradezu unheimliche mimische Ausdrucksfähigkeit, eine Fülle überraschend lebensechter Einzelheiten vereinigten sich mit einer Stimme, die ja keinen überbesseln Glanz ausstrahlte, aber, technisch vortrefflich erzogen, alle geheimnißvollen Regungen einer scheuen und aufs tiefste verwundeten Seele anstöhnen zu lassen vermochte. Der Eindruck einer tragischen Verzweiflung über verlorenes Lebensglück war durch keine Uebertreibungen getrübt und die Art, wie die Bellincioni durch die feinste Unaufdringlichkeit ihren stärksten Effekten das Theatralische abstreifte, ließ uns die Künstlerin als ein großes Genie erscheinen, das sich von den Oberflächlichkeiten des modernen, subtil nüancirenden, aber leicht empfindenden Künstlerthums leuchtend abhob.

Nun hat sie dieser, durch ihre schöpferische Begabung popularisirten italienischen Volksgehalt die „Carmen“ Bizet's folgen lassen und mit dieser Rolle für unsere Empfindung Schiffbruch erlitten. Indem die Bellincioni die mächtigen tragischen Befehle ihrer Santuzza für die Gestaltung der Carmen ins Lustspielmäßige überträgt und die Figur durch ein noch im Todeskampfe hervorbrechendes, zwischen Zynismus und Koletterie schwebendes Hächeln charakterisirt, nimmt sie ihr die räthselhaften Reize und die drückende sinnliche Schwüle, die sich nur in ein schweres tragisches Gewitter auflösen können. Was an der Carmen zwingend wie ein Fatum wirken soll, ihre dämonische Gewalt, sich von ihr nicht loszuziehen zu können und eher zum Morde aufzustacheln, als sich von ihr zu trennen, weis oder beabsichtigt die Künstlerin nicht, als eigentliche Wesenheit derselben erscheinen zu lassen. Das zu viel Spielen, besonders mit ihrem Gesichte, was der Franzose Grimacière nennt, das Geschminke mancher Nuancen und die Fühlbarkeit einer, wenn auch geistvoll berechneten Arbeit lassen die Bellincioni als Carmen nur als ein großes Effekttalent anstamen, das ihrem Zwecke diesmal selbst jede musikalische Abtönnis, klare Phrasirung und melodische Klarheit opfert. Ihre Technik, die ihr besonders im 1. Akte zu einigen feinen Sensationen verhilft, ist auch in der Gestaltung der Carmen frei von jenem pedantischen Pädagogischen, mit dem sich unsere nützlichen Repertoirsängerinnen begnügen; aber mit den Kleberlichkeiten ihrer seltenen Begabung vermag sie diesmal keine poetische Wärme zu erzeugen und entläßt uns mit der Empfindung, eine große Virtuosa an der inneren Wahrheit ihrer künstlerischen Aufgabe scheitern gesehen zu haben. Herr Sommer ist als Don José voll leidenschaftlicher Energie im Ton und Spiel und stellt einen tragisch glaubwürdigen Charakter ohne alle Künsterei auf die Szene. —

— Die zehn Symphonie-Abende der Königl. Kapelle unter Kapellmeister Weingartner's Leitung finden am 4. und 18. October, 5. November, 17. Dezember 1897, 7. und 21. Januar, 11. Februar, 9. und 22. März und 9. April 1898 statt. —

### Völkereunde.

— **Kalender und Hochzeit in China.** Das wichtigste Buch für die große Masse des chinesischen Volkes ist unzweifelhaft der kaiserliche Kalender, worin die glückbringenden und die unglückbringenden Tage verzeichnet sind. Besonders bei Hochzeiten und bei Begräbnissen muß man unbedingt vorher den Kalender zur Festsetzung des Tages für die Feierlichkeit zu Rathe ziehen, meistens mit Hilfe eines Zeichendeuters und Wahrsagers. Nun geschah es in Tschunking am oberen Yangtsekiang, daß ein junger Mann, dessen Hochzeitstag schon bestimmt war, aus dringenden Geschäftsrückichten länger auf Reisen blieb, als er vorher angenommen hatte. Er schrieb daher an seine Eltern, man möchte doch die Hochzeit etwas hinauschieben. Aber da rief er auf den einmüthigen Widerspruch aller seiner Verwandten. Eine Aufforderung, gefälligst sofort zurückzulehren, wurde an den Bräutigam gerichtet. Dieser ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern suchte noch einmal seine geschichtlichen Gründe geltend zu machen. Hierauf ergrimmte der Vater, dermaßen ob der Unbotmäßigkeit seines Sohnes, daß er nichts mehr mit der ganzen Sache zu thun haben wollte und auch auf Reisen ging. Nun lag die Angelegenheit in den Händen der Mutter, die zu weiblicher List

ihre Zuflucht nahm. Sie ließ nämlich die Nachricht verbreiten, der Bräutigam sei zurückgekehrt, wolle sich aber vor dem Hochzeitstage nicht gern sehen lassen. Richtig nahm auch eine Person an der Feierlichkeit theil, die jedermann zunächst für den Bräutigam hielt. Schließlich stellte es sich jedoch heraus, daß die schlaue Mutter eine dem abwesenden Bruder sehr ähnliche Schwester desselben für diesen substituirt hatte. Die ganze Hochzeitsgesellschaft brach über diese List in fröhliches Lachen aus. Eine so geschlossene Ehe wird der „Frankf. Ztg.“ zufolge von den Chinesen als durchaus gültig angesehen. Ein derartiger frommer Betrug kann in China viel länger verborgen bleiben, als im Abendlande, weil hier Braut und Bräutigam meistens erst nach Beendigung der Vermählungsfeierlichkeiten die ersten Worte mit einander wechseln. —

### Aus der Pflanzenwelt.

— **Giftpflanzen als Nahrungsmittel.** Manche Theile von Giftpflanzen hat sich der Mensch trotz ihrer Giftigkeit wegen der darin enthaltenen Nahrungsstoffe dienstbar gemacht. Dahin gehören die an Stärkemehl reichen Wurzeln des amerikanischen Maniok- oder Cassavestrauchs. Das Gift des Milchsaftes, welches sie enthalten, wird durch Auspressen, Waschen, Trocknen, Kochen und Rösteln der zerriebenen Wurzeln entfernt, und so entsteht ein nahrhaftes Mehl, eines der wichtigsten Nahrungsmittel in Südamerika, welches in manchen Gegenden Brotmehl und Kartoffeln ersetzt. Ähnlich verhält sich der gefleckte Kronstab (*Arummaculatum*). Die ganze Pflanze, besonders aber der Wurzelstock, ist frisch von brennend-scharfem Geschmack, erregt Magenentzündung und Bluterbrechen und hat schon manchmal den Tod zur Folge gehabt. Durch Kochen und Trocknen verliert er jedoch die Schärfe vollkommen und wird zu einem guten Nahrungsmittel, welches von den Bewohnern der Karpathen dem Brotmehl beigelegt wird. Auch den sogenannten „Portland Sago“ macht man aus diesem Mehl. Uebrigens zählt auch die Kartoffel unter die Giftpflanzen. Sie gehört zur Familie der Nachtschattengewächse (Nachtschatten, Tollwische, Bilsenkraut, Stechapfel, Tabak), deren Gift betäubend wirkt. Thatsächlich ist sie auch in ihrer Heimath im wilden Zustande giftig. Erst in der Kultur ist sie ungiftig geworden, obwohl Spuren des sehr schlimmen Giftes (Solanin) auch jetzt noch, besonders in ganz jungen Knollen, nachweisbar sind. —

### Bergbau.

— In der Nähe des Gumbgerges bei Frankenstein in Schlesien gräbt man seit einiger Zeit nach Nickelergzen. Bereits gegen 800 000 M. sind dafür aufgewandt worden. Die Lagerstätten der Nickelergze sind an die „rothen Gesteine“ der Serpentinzone gebunden. Da sich nun herausgestellt hat, daß sie sich in dieser Gegend sowohl in horizontaler als auch der Tiefenrichtung entlang in günstiger Weise forsetzen, hat man sich entschlossen, einen zweiten tieferen Stollen, vom Lobethal aus, anzulegen. Die gefundenen Erzze sollen an Ort und Stelle aufbereitet werden. —

### Meteorologisches.

t. Ein neues meteorologisches Observatorium soll auf dem höchsten Berge Groß-Britanniens, dem 1330 Meter hohen Ben Nevis in den Grampian-Bergen Schottlands errichtet werden. Nach dem Beschluß der schottischen meteorologischen Gesellschaft werden gleichzeitige Beobachtungen auf der Spitze, auf halber Höhe und am Fuße des Berges gemacht werden, wovon man sehr werthvolle Ergebnisse für die Beurtheilung der Bitterung und das Studium der Luftbewegungen erwartet. Gegenwärtig befindet sich nur unterhalb der Spitze des Berges eine meteorologische Station, deren Beobachtungen sich nur auf Luftdruck und Temperatur erstrecken. —

### Technisches.

— Die Ausnützung der Wasserkräfte der Donau beim eisernen Thor ist von der serbischen Regierung unter bestimmten Bedingungen der Firma Luthar in Braunschwieg übertragen worden. Wie die „Kön. W.-Z.“ berichtet, erhält die Firma nach dem von der Schupfchina genehmigten Verträge das ausschließliche Recht der Benützung der Wasserkräfte aller Katarakte, welche sich längs des serbischen Donau-Ufers von Brujice bis Kladovo hinziehen, zum Betriebe gewerblicher und industrieller, Verkehrs- und anderer volkswirtschaftlicher Unternehmungen, sowie zur elektrischen Beleuchtung in Serbien. Nach dem Auslande, also nach Ungarn, darf Kraft nur mit Zustimmung der serbischen Regierung verkauft werden. Die ersten Installationen zur Gewinnung von Wasserkraft, im Werthe von 2 Millionen Franks, müssen binnen vier Jahren errichtet, und die gewonnene Kraft binnen acht Jahren in Verwendung gebracht werden. Die übrigen Einrichtungen zur Ausnützung der Wasserkräfte müssen in einem Zeitraum von 20 Jahren mit einer Mindestleistung von 15 000 Pferdestärken aufgestellt sein. Nach dieser Frist hat die Regierung das Recht über diejenigen Wasserkräfte, welche noch nicht in den Bereich der Ausnützung gezogen sind, anderweitig zu verfügen. Außerdem erhält die Firma ein einschließliches Recht zur Erforschung, Schürfung und Ausbeutung aller Bergwerke und Steinbrüche auf dem ganzen Landstrich längs der Donau auf die Dauer von 99 Jahren, nach welcher Frist der Staat das Recht hat, die Einrichtungen zur Ausbeutung der Wasserkraft dem Unternehmer abzukaufen. Für alle durch die gewonnene Wasserkraft betriebenen Werke ist auf 30 Jahre hin eine Befreiung von

Steuern und Abgaben gewährleistet; ebenso ist für die Maschinen, Apparate und Instrumente, die aus dem Auslande bezogen werden, die Befreiung von Zöllen, Steuern und Gebühren ausgesprochen. Die ertheilte Konzession kann nur mit Einwilligung der serbischen Regierung übertragen werden. Die gesaunten Wasserkräfte betragen etwa 100 000 Pferdestärken. —

### Humoristisches.

— Ein Pracht-Deutschscheiden die älteren Leute in Badis zu sprechen. Dieser Tage hat der Gemeindevorstand von Steg am Spritzenhaus in Gampel eine obrigkeitliche Bekanntmachung anschlagen lassen, die also lautet: „Bekanntmachung. Es wird von heute an verboten, die Hennen laufen zu lassen, bis die Weinernte vorbei ist. Es wird verboten, die Wagenleisen im Grund herum abzuziehen, ohne ein Feder vor seinem Eigenthum. Sollte Jemand während der verbotenen Zeit Hennen oder Raubvögel und Vih verwirren, so wird im 50 Rp. per Stück bezahlt und dieß gilt auch für Kinder und Eltern welche am Stehlen erlappt werden, laut Gesetz bestraft. Man hört oft die Hausfrauen klagen, daß sie die Kinder nicht aufbringen mögen für zu der Arbeit, aber es braucht nur der Herbstmonat anzufangen, dann sind die Kinder oft schon beim Anbruch des Tages unter den Fruchtäbäumen herum und oft ist auch die alte Kacke dabei, gewöhnlich die kein Baum haben, wenn der Eigenthümer kommt, so ist die Frucht fort, dann kann er über leeren Baum aufkriechen oder heimgehen, ja er kann die Staatsabgab und den Kadaster bezahlen und dann ist er wieder für 1 Jahr frei.“ —

### Vermischtes vom Tage.

— Hat ihn! „Die Zeit“ veröffentlicht augenblicklich in einer Sonderbeilage Anträge und Begründungen von Anträgen zum „national-sozialen Vertretertage“. Unter den „Begründern“ marschirt auch Herr Hermann Teißler auf. — Mahlzeit! —

— Nicht übel. In einem Zirkular einer Leipziger Verlagsbuchhandlung heißt es: „Im Sommer 1895 wurde Nataly von Sichteuth vom Deutschen Schriftsteller-Verband offiziell für die beliebteste Schriftstellerin erklärt.“ — Kann sie das Dekret auch vorzeigen? —

— In Ohlau wurde einem Manne, der hoch zu Ross zur Stadt kam, der Gaul unter dem Leibe weggepfändet. Der Mann wollte schnell wegretten, aber der Gerichtsvollzieher holte ihn mit dem Made ein. —

fl. Wohlthäter. Die sächsische Hauptbibel-Gesellschaft will alle durch das Hochwasser verloren gegangenen oder verdorbenen Bibeln ersetzen, sobald die betreffenden Besitzer derselben diesbezügliche Wünsche ihren Ortsgeistlichen bekannt geben. —

— In Chemnitz machte ein 19jähriger Kommiss im Hausflur eines Restaurants einen Raubmordversuch gegen einen Gelbbriefträger und verletzte ihn mit einem Dolchmesser schwer. —

— In Koblenz wurde am Montag gegen einen Einbrecher verhandelt. Pflüchlich sprang der Mann mit den Worten: „Jetzt ist es Zeit“, aus dem Fenster des im zweiten Stockwerke belegenen Sitzungssaales. Schwer verletzt wurde er aufgehoben. —

— In Pforzheim ist die Typhus-Epidemie noch immer im Steigen begriffen. —

— Das bayerische Justizministerium verlangt jetzt von den eintretenden Gerichtsschreibergehilfen die Fertigkeit der Schnellschrift nach dem System Gabelsberger. —

— Zwischen Rain am Lech und Staudheim wurde an einem elfjährigen Mädchen ein Lustmord begangen. —

— Die amtliche „Wiener Zeitung“ veröffentlicht eine Verordnung des Justizministeriums, womit für richterliche und staatsanwaltschaftliche Beamte, sowie für die sachmännlichen Laienrichter ein eigenes Amtskleid eingeführt wird. Das neue Amtskleid besteht aus einem schwarzen Talar und einem Barett. — Die österreichischen Justizbeamten „arbeiteten“ bisher in Uniformröcken. —

— In Pancsova (Ungarn) erschof die Frau eines reichen Großkaufmanns ihren Mann aus Eifersucht und tödtete sich dann selbst mit einem zweiten Schuffe. —

— Auch eine Entschädigung. Für die Opfer des Orleans, der am 27. Juli 1896 einen Theil der Umgebung von Paris verheerte, wurde von dem Parlament eine Entschädigung bewilligt. Diese scheint nach dreizehn Monaten endlich zur Vertheilung gelangen zu sollen, und nun schreibt ein Leser des „Petit Journal“ an dieses Blatt, er habe die amtliche Mittheilung erhalten, daß ihm 10 Centimes zugesprochen worden sind. „Wegen dieser 10 Centimes hat man mir eine Anzeige geschickt, hat der Gerichtsbote der Gemeinde sich auf die Strümpfe machen müssen. Um die Entschädigung bei dem Steuerrechner einzuziehen, mußte ich einen halben Arbeitstag verlieren, und was das Drolligste an der Geschichte wäre, müßte ich 25 Centimes Stempelgebühr bezahlen. . .“

— Wie aus Sofia verlautet, soll der Prozeß Wittschew vor dem Militärgerichte wieder aufgenommen werden. Der zu lebenslänglichem Kerker Verurtheilte lebt im Gefängniß im größten Konfort, hat sein eigenes gut möblirtes, freundliches Zimmer und treibt sich des Nachts in verschiedenen Wirthshäusern umher, wo seine Freunde ihm zu Ehren Trinkgelage veranstalten. —